

... und treiben mit Entsetzen Scherz

Das Kölner „Studio“ bringt „Die Ehe des Herrn Mississippi“ von Dürrenmatt

Im Programmheft hat Albrecht Fabri das Wort zu der Komödie „Die Ehe des Herrn Mississippi“ des Schweizer Friedrich Dürrenmatt. Er nennt sie ein Schaubudenstück und kennzeichnet ihr geistiges Resultat als die „Demonstration der Absurdität“. Absurdität von was? Der Komödie, die keine ist? Was geschieht, ist einfach grotesk, nennen wir sie also eine Grotteske.

Der Staatsanwalt Mississippi (?) will den von ihm verübten Mord an seiner Frau dadurch sühnen, daß er Frau Anastasia, die ihren Gatten ermordet hat, ehelicht. Er wird sie emporläutern, indem er sie zum Engel der Gefangenen macht und zur Zeugin („die niemals in Routine erstarrt“) der Hinrichtungen, die seine wuchtige Anklagerede für 350 (Rekord!) erzielte. Anastasia jedoch hält Hurentreue (denn sie ist eine!) jedem Manne, der ihr zusagt, und so lernt man neben der nur berichteten Läuterungsaktion einen verkrachten Kommunisten, einen verloderten Grafen und einen zynischen Ministerpräsidenten kennen (der, als er Anastasia leid ist, der Dienstmagd die Hand reicht). Außer diesen beiden Außenseitern tun sich alle Anwesenden Gift in den Kaffee, sterben daran und erheben sich wieder (dies ist der einzige versöhnliche Zug des Stücks).

Man möchte auf Grund dieses Sachverhalts Herrn Fabri beipflichten, wenn er zu seiner Schlußfolgerung kommt, das Resultat des Stücks sei die Demonstration der Absurdität. Da aber stößt man auf den Widerspruch des Dramaturgen, der sagt: „Wir würden Dürrenmatts Stück vier Jahre nach Erscheinen kaum aufführen, wenn wir nicht gerade über den Schluß ganz anders dächten.“ Leider erfährt nun der Zuschauer nicht, wie, und so mußte er annehmen, daß Gerhard F. Herings Inszenierung Licht bringen würde. Aber Hering inszeniert auf den knallenden Effekt hin. Der Stil ist kabarettistisch. Nummer folgt der Nummer. Das Menu, hier also „Schweizer Platte“: Parodie, Sex, Blackout, Bruntschrei, Lyrik, Naturalismus, Expressionismus, Burleske, „O Mensch!“, Exhibitionismus, Taschenspielerlei, Obszönität, pathetischer Erguß, und dazwischen blaß, blässer, am blässesten, der Ansager. Gruseltheater à la Petit-Guignol. Die Wirkung, beklemmend, enervierend, mit der immer drängender werdenden Frage: Wozu das alles? Aber Herr Fabri hat es uns ja gesagt (siehe oben!) Und auch die an sich wohlbedachte und wohlpointierte Synchronisation des Geschehens mit Lärm- und Tonerzeugern sagt uns noch nicht, wo die Theaterleitung nun ihr in Reserve gehaltenes Positivum sieht.

Also Nervensägel

Inzwischen ist der Abend, nach vielen Vorhängen, die der Regisseur listig in standfotoähnliche Moritatenbilder aufteilt, zu Ende und dem Zuschauer bleibt sein gesicherter Teil, der Alpdruck, gefaßt in das etwas hilflos herumstehende Bühnenbild Gondolfs (zugegeben: im Studio ist er sehr behindert).

Edith Teichmann ist Anastasia, die, femme fatale, nicht umhin kann, stundenlang ihre Strapse zu zeigen (Tiefen- oder Höhenpsychologie, wie man's nimmt), doch hält sie Atmosphäre, hält sogar das Ganze — zusammen. Stark Alois Garg (Gast) als Graf Bodo, der in aller lyrischen Be-Trunkenheit auf lichtere Ufer hinweist. Er füllt sogar seine Conférence vorm Vorhang seltsam schimmernd aus. Zutreffend Rudolf Birkemeyer als demagogischer Revoluzzer Saint-Claude, uneinheitlich Romuald Pekny als Mississippi, salopp Gerhard Becker als Minister. Von dem fatalen Dienstmädchen (Anne Schmitz) notiert das Gedächtnis nur die Beine im Netz.

Der Regisseur führt seine Darsteller mit Intelligenz: er läßt die fünf gerade sein, verschmäht auch den Klamauk (eingesetzte Augen der Irrenärzte, ein Studentenuk) nicht, und peitscht demagogische Passagen bis zur Siedehitze (hochroter Kopf Pekny!). Kontrapunkt dazu ist der Exhibitionismus Anastasias, für den alle Frivolitéläden Kölns den Städtischen Bühnen auf den Strümpfen danken können.

Hans Schaarwächter